

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Brina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Desider konnte trotz der Nacht und des Tages, die er hinter sich hatte, keine Ruhe finden. Es kurbete ihn nicht in dem kleinen Zimmer. Er warf den Pelz um, setzte die Kappe auf und trat ins Freie.

Eine wunderschöne klare Winternacht empfing ihn und legte wohlthuend ihren lautlosen Frieden auf den Sturm seiner Brust. Langsam ging er die schlafende Dorfstraße hinunter und wurde immer ruhiger. Als er wieder vor seiner Tür stand, war er wirklich müde und schläfrig.

Da sah er zwischen den Häusern eine Gestalt hervors huschen. Er sah sie nur ungenau, da sie sich im Schatten der Häuser hielt; erst als sie in einen freien Zwischenraum hinaustrat, erkannte er, daß es ein Weib war.

Sie schien im Orte fremd zu sein, denn von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und schaute umher, um sich zu orientieren. Plötzlich sprang sie hinter einen Baum zurück — am oberen Ende des Dorfes kam eine Patrouille daher. Desider hätte die Fremde nun verhaften lassen können, aber er zog es vor, sie noch weiter zu beobachten, um hinter ihre Absicht zu kommen. Vielleicht war sie eine Spionin, die aus- geschickt war, Nachrichten über die Gefangenen auszufund- schaften. Er dachte einen Moment an das Weib des Juba — aber die Fremde schien zarter und geschmeidiger als jene derbtrockne Bauernfrau.

Fest preßte er sich in den dunklen Rahmen seiner Tür und wartete.

Die Patrouille verschwand dem Flusse zu, und bald darauf wagte sich die Beobachtete wieder aus ihrem Versteck. Leichtfüßig huschte sie die Häuser entlang, sorgfältig jeden Lichtstreifen vermeidend. Nun stand sie seinem Hause gegen- über. Vergebens strengte Desider die Augen an, um sie zu er- kennen — er sah nur, daß ihr Gesicht in einen dichten Schleier gehüllt war.

„Eine Botin für die Russin,“ schoß es ihm durch den Kopf.

Die Fremde schien ihrer Sache nicht ganz sicher zu sein. Baudernd stand sie in dem Schatten des Hauses, augen- scheinlich im Zweifel, ob sie an der rechten Stelle wäre. Dann aber schnellte sie mit plötzlichem Entschluß über die Straße hinüber und verschwand in dem schmalen Durchgang zwischen den beiden Häusern.

Im Nu war Desider hinter ihr. Das Mondlicht drang hier nicht herein, und so war der Fleck ziemlich dunkel. Lautlos schlich der junge Offizier dem geheimnisvollen Weibe nach, das jetzt sich anschickte, den niederen Zaun zu übersteigen. Mit einem Sprung war er bei ihr und packte sie. Sie stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus

und versuchte mit wilder Energie sich loszureißen. Desider widerstrebte es, ein Weib derb anzufassen, und so begnügte er sich nur damit, sie an den Händen festzuhalten, bis sie müde werden und das Vergebliche ihres Widerstandes einsehen würde. Stumm rangen sie in der Finsternis mit- einander — plötzlich entriß sie ihm die eine Hand, fuhr in den Gürtel . . . ein Dolch blitzte auf.

Da machte er Ernst. Er faßte sie am Handgelenk und brüchte es so fest zusammen, daß sie mit ächzendem Wehlaut die Waffe fallen ließ.

„Seien Sie vernünftig,“ sagte er, „und zwingen Sie mich nicht, Ihnen noch mehr weh zu tun.“

Bei dem Klang ihrer Stimme ging ein Zittern und Beben durch den schlanken Frauenleib.

„Desider . . . du . . . du!“

Wie vom Bliz getroffen, fuhr er zurück.

„Helene . . .“

Eine Zeitlang war es totenstill zwischen beiden. Nichts hörten sie in der weiten schweigenden Nacht als das un- gestüme Pochen ihrer Herzen. Ihre Augen brannten in- einander, ihre Liebe riß sie zueinander hin, und doch stand etwas zwischen ihnen, was sie voneinander schied.

„Wo ist er?“ fragte sie endlich tonlos.

„Komm,“ antwortete er leise, „ich werde dich führen.“

Da sie schon im Garten waren, ging er mit ihr durch die kleine Hintertür ins Haus. Der Posten sah ihn ver- wundert an, als er mit dem Mädchen erschien.

„Es ist seine Schwester,“ sagte er dem Mann.

Dann ließ er sie eintreten.

Regungslos lag Stojan auf seinem Bett. Das Fieber glühte in dunklen Rosen auf seinen eingefallenen Wangen und seine wachsfarbenen Hände irrten zupfend und tastend auf der Decke umher. Sie hatten ihm einen Schneeeumschlag aus der heißen Kopf gelegt, aber der Schnee war längst zer- ronnen und das Tuch ganz warm.

Es war Helenens erstes, daß sie den Umschlag erneuerte. Ohne Desider zu fragen, eilte sie in den Hof hinaus und brachte eine Schüssel voll Schnee mit, um den Umschlag frisch einzufüllen. Das zarte, weiche Mädchen hatte keine Tränen für ihr Leid, entschlossen und ohne Zögern ging sie ans Werk.

Desider stand an der Türe und sah ihr zu. Duster war der Raum, den zwei Talgläsern mit einem ungewissen Licht erfüllten. Gespenstige Schatten zeichneten sie auf die rote Decke, von der sich die Hände des Sterbenden umso deut- licher abhoben. Das war eine traurige Wiedersehensstunde.

„Darf ich hierbleiben? Ihn pflegen?“ fragte sie vom Bett her.

Er nickte stumm und ging hinaus.

Am nächsten Morgen trugen sie den von Helenens Bru- der erschossenen Stojan zu Grabe. Und in der Nacht darauf starb auch sein Mörder.

Desider hatte Helene bis dahin nicht wiedergesehen, denn geflüchtlich hielt er sich von dem Krankenzimmer

fern. Sie sah den ganzen Tag an dem Bett des Bruders, wechselte ihm die Umschläge und betete still zu dem verbliebenen Muttergottesbilde, das in dünnem Goldrahmen über dem Bett hing.

Gegen Abend wurde der Atem des Kranken röchelnd und stoßend. Graue Schatten legten sich über seine Augen und ließen die Nase scharfer hervortreten. Der Tod streckte seine Hand nach dem ihm Verfallenen aus. —

Dem jungen Mädchen ward es unheimlich. Das flackernde Licht der Kerzen, das Röcheln des Sterbenden... ihr selbst war, als griff eine eisige Hand nach ihr, als kröche über den Fußboden ein unsichtbares Etwas auf sie zu...

Sie riß die Türe auf. Sofort kam der Posten auf sie zu.

„Mein Bruder stirbt!“ rief sie ihm entgegen.

Der Mann aber war ein Rumäne und verstand sie nicht, da sie serbisch sprach. Er deutete auf eine Türe weiter vorn. „Dortem domnule Oberleutnant“, sagte er.

Sie eilte hin, klopfte an und trat ein.

Drinne saßen Desider und Franz. Erschrocken sprangen sie auf, als sie Helene erblickten.

„Er stirbt... er stirbt!“ schrie sie.

Sie stürzten hinüber. Da lag der Jüngling und kämpfte seinen letzten Kampf. Ganz leise ging noch sein Atem und setzte oft für Minuten ganz aus. Von Zeit zu Zeit zuckten die fast durchsichtigen Hände und die Augen öffneten sich. Aber es war kein Erkennen mehr in ihnen.

Franz schickte den Posten um den Popen. Nach einer Viertelstunde kam der Geistliche und begann, die vorgeschriebenen Sterbegebete herunterzulesen. Helene kniete vor dem Bett und betete mit. Die beiden Offiziere hielten sich still und sahen im Hintergrund.

Die Minuten krochen durch das finstere Gemach und reichten sich zu Viertelstunden, halben Stunden und ganzen Stunden aneinander. Schwächer und schwächer wurde der Lebenshauch des Sterbenden. Leise klang das Murmeln des Popen.

Und dann tat Stojan auf einmal einen tiefen Atemzug. Das kümmerliche Restchen Leben, das in ihm war, flackerte auf — mit einem Ruck hob er den Kopf. Franz und Desider traten näher heran und der Pape hörte zu beien auf. Laut aufschluchzend griff Helene nach der Hand des Bruders.

Am Fuße des Bettes aber lauerte der Tod. Der erhob sich nun und legte seine Hand auf den Jüngling. Der Kopf sank zurück, hörbar fiel das Kinn herunter und die Augen öffneten sich weit — weit...

Der Pape legte sein Buch zusammen, sprach von Gottes Fügung und verschwand. Helene aber warf sich laut aufschluchzend wieder auf die Knie und weinte.

Sie ließen sie gewähren. Als sie etwas ruhiger geworden schien, trat Desider auf sie zu, um sie aufzuheben. Jedoch sie stieß ihn zurück.

„Rühr' mich nicht an,“ rief sie. „Du bist sein Mörder! Du hast ihn in den Tod gehetzt! Du — gerade du! Gott, im Himmel — ich wollte, ich läge an seiner Seite da.“

Desiders Antlitz wurde aschfahl.

„Du weißt nicht, was du sprichst, Helene,“ preschte er hervor. „Die Klage an, die ihn in das Wagnis getrieben haben. Die sind dafür verantwortlich, nicht ich. Du weißt, was er getan hat. Ob so oder so, sein Leben war verfallen, und es ist das beste für ihn, daß er so sterben durfte.“

Seine Stimme war weich geworden, während er sprach. Seine Liebe ließ ihn die Beleidigung vergessen, die sie ihm eben ins Gesicht geschleudert.

Sie erwiderte nichts. Auf einen Sessel sank sie, barg das Gesicht in den Händen und weinte leise vor sich hin.

„Lassen Sie mich bitte allein,“ bat sie die Freunde.

Franz zog den widerstrebenden Desider hinaus.

„Es ist besser so,“ sagte er ihm, „wir lassen sie jetzt in Ruhe. Jetzt ist sie verzeiwelt und fassunglos. Wenn sie dann ruhiger ist, wird sie schon von selbst kommen, um sich mit dir auszusprechen.“

In ihrem Zimmer fuhr er dann fort:

„Werde dir vor allem selber darüber klar, was du mit ihr anfangen willst. Du hast sie gerade so gefangen wie eine Spionin... Sie hat dich mit dem Dolch angegriffen... Doch du, sag' einmal, hast du sie nicht gefragt, woher sie denn eigentlich gewußt hat, daß wir ihren Bruder haben?“

„Nein, ich hab' sie nichts, gar nichts gefragt,“ erwiderte Desider dumpf. „Es wird wohl Spione genug hier im Dorf geben. Aber das ist ja Nebensache. Wenn ich nur wüßte, was jetzt...“

„Um...“ Franz zuckte die Achseln. „Ich glaube, Desterreich wird weiterbestehen, wenn du sie gehen läßt.“

Desider suchte sich gegen sein Gefühl zu wehren, um sein Soldatengewissen zu beruhigen. Einen um den andern Grund brachte er vor, der ihn dazu zwingen sollte, sie als Spionin zu behandeln, und doch war er glücklich, daß ihm der Kamerad alle seine Behauptungen widerlegte.

„Daß sie ruhig gehen, mein Junge,“ sagte Franz am Schluß. „Und soll ich dir noch was sagen? Gib ihr die Leiche ihres Bruders mit. Selbstverständlich mußt du alles genau melden.“

Desider drückte ihm heiß die Hand.

„Ich danke dir,“ sagte er. „Du wirst ja selbst wissen, ohne daß ich es dir schildere, wie es in mir aussieht.“

„Kann's mir denken, Desi. Aber laß dich nicht davon unterkriegen. Du weißt ja — Rismet. Ich bet's mir auch jeden Tag und jede Stunde vor.“

Dann ging er in sein Zimmer. Desider aber streckte sich, wie er war, auf seinem Bett im Nebenzimmer aus. Mit offenen Augen lag er da und konnte keinen Schlaf finden.

Wöllig fuhr er auf. Die Türe ins andere Zimmer hatte sich geöffnet und es war jemand eingetreten. Hastig machte er Licht und eilte hinaus.

Da stand Helene.

Scheu und unsicher ging sie auf ihn zu.

„Desider, verzeih' mir,“ sprach sie. „Ich weiß es, du hast nichts getan als deine Pflicht. Mein armer verführter Bruder hat einen deiner Leute erschossen, er wurde als Spion gefangen genommen... es ist nur so schrecklich, daß gerade du es sein mußtest. Du... Desider... du...“

Das Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie wankte. Er sprang zu ihr hin und wollte sie in seine Arme ziehen. Aber sie entwand sich ihm und wandte sich zur Türe.

„Leb wohl, Desider,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Wohin willst du?“ rief er. „Jetzt in der Nacht?“

„Dinüber... zurück! Wenn du mir eine letzte Liebeserweisen willst, erlaube mir, daß ich morgen meinen armen Bruder abholen lasse. Er soll doch wenigstens in seinem Vaterlande begraben werden. Es ist das Letzte, um das ich dich bitte... das Allerletzte.“

Mühsam zwang er sich zum Antworten.

„Bleib' bis morgen früh, Helene,“ sagte er in beinahe flehendem Tone. „Lege dich in mein Zimmer, ich gehe zu Franz hinüber. In der Früh legen wir dann den Toten auf einen Wagen und du kannst ihn selbst begleiten!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht, Desider, ich kann nicht. Wie soll ich zur Ruhe kommen, wenn ich diese qualvolle Nacht mich unter einem Dach... mit... mit... dir weiß! Wir müssen jetzt Abschied nehmen für immer!“

Das Herz zog sich ihm zusammen bei dem trostlosen Ton, in dem sie das sagte. Die Klinken in der Hand, stand sie an der Türe und wollte gehen. Und konnte nicht. Durch Tränen hindurch schrien ihm ihre Augen ihre Liebe zu.

„Helene“, stöhnte er. Und noch einmal: „Helene!“

Ein Zucken und Beben ging durch ihre schlante Gestalt. Ein fürchterlicher Kampf riß sie hin und wieder zurück. Und dann lag sie auf einmal an seiner Brust und weinte und schluchzte.

„Gott verzeih' es mir,“ rief sie. „Was ist mir der Tote, die Heimat, was ist mir die ganze Welt gegen dich! Ich liebe dich und werde dich immer lieben...“

Als die Sonne, kalt und gelb, über dem Dorf heraufstieg, hoben zwei Dragoner den Toten auf einen Wagen. Auf einem zweiten saß Helene, neben ihr als Schutz und Begleitung Sigi Daffan. In ihren Augen leuchtete noch das Feuer der vergangenen Nacht, und über ihrem bleichen Gesicht lag noch ein schimmernder Hauch von wehmütigem Glück...

So führte sie den toten Bruder zurück in sein Vaterland.

12. Kapitel.

„Das ist nicht wahr,“ schrie Fürst Ray und hieb mit der geballten Faust auf den Tisch, an dem er saß.

Vor ihm stand, abgerissen und zerlumpt, einer der Komitatschis in Lubowigja. Uebers Gebirge war der Mann nach Belgrad gekommen, um ihm die Gefangennahme der Gräfin Grelow zu melden.

Bei dem Wutausbruch des Fürsten blieb er vollständig ruhig.

„Gospodin,“ sagte er. „Es ist nur zu wahr. Es ging anfangs alles gut. Wir lockten die ganzen Schwabas aus dem Dorf heraus, und die Gräfin fuhr mit dem jungen Stojan Stojanowitsch hinüber. Aber am andern Tag kam einer aus Jacobac zu uns hinüber und erzählte, die Schwabas hätten sie mit samt unserem Vertrauensmann, dem Juba aus Seebrenica, hinter Palesz eingeholt und gefangen genommen. Und den Stojan würden sie wohl aufhängen oder erschießen, weil er einen Gendarmen erschossen hätte. In der Nacht ist dann die Schwester von ihm hinüber und am übernächsten Tag hat sie den Toten mit zurückgebracht.“

„Was geht das mich an,“ rief Ray. „Und die Gräfin?“
 „Die werden sie wohl nach Sarajevo bringen.“
 „Hat die Schwester des Stojan mit ihr gesprochen?“
 „Nein, Gospodin. Wir fragten sie, ob sie's getan hätte. Aber da schrie sie, wir sollten sie in Ruhe lassen, sie wolle von der Gräfin nichts wissen. Die wäre schuld daran, daß ihr Bruder ins Grab mußte! Die Dirne ist ganz verändert seitdem. Wir werden sie scharf im Auge halten müssen.“

„Wenn sie sich verdächtig macht, gebt ihr ein Stück Blei zu essen, verstanden?“

Der Komidatschi nickte. Ray warf ihm zwei Geldstücke hin und schickte ihn fort mit der Weisung, sich morgen wieder bei ihm einzufinden.

Er selbst fuhr in die russische Gesandtschaft. Hier geriet man außer sich, als man von der Gefangennahme der Gräfin erfuhr.

„Wenn man die Papiere bei ihr gefunden hat,“ sagte der Gesandte, „dann gibt das eine böse Geschichte. Das Wiener Kabinett kann daraus eine causa belli machen. Es wäre gut, wenn man ihr die Nachricht zukommen ließe, die Papiere zu vernichten.“

„Vor allem muß sie selbst befreit werden,“ rief Ray.
 „Der Minister wird sie gewiß nicht im Stich lassen,“ entgegnete der Gesandte. „Aber die Geschichte muß fein eingedelt werden. Wir können doch wegen des Frauenstimmers keinen Krieg anfangen!“

„Von Serbien aus geht das nicht,“ sagte Ray. „Da passen die Oesterreicher zu scharf auf. Wir müssen sehen, daß wir die Geschichte von Sarajevo aus ins Werk setzen. Es ist am besten, ich fahre selbst einmal hin.“

„Damit werden Sie sich den Minister zum größten Dank verpflichten,“ meinte der Gesandte. „Sie wissen, warum, Durchlaucht.“

Ueber Rays gelbes Gesicht huschte ein boshaftes Lächeln.

„Ich weiß,“ sagte er. „Se. Excellenz sind ebenso bezaubert von den Reizen wie von den Talenten seiner Agentin. Telegraphieren Sie ihm, daß ich mein möglichstes tun werde.“

Dann schüttelte er dem Gesandten liebenswürdig wie immer die Hand und ging.

In seinem Hotel angelangt, befahl er dem Portier, niemanden vorzulassen. Er mußte mit sich allein sein, um die Wut austoben zu lassen, die ihn erfüllte.

Olga in der Gewalt des verhassten Oesterreichers! Der Gedanke machte ihn rasend. Am Ende hatte sie es ihm sogar leicht gemacht, sie zu fangen. Lag nun wohl in seinen Armen und ließ sich durch seine Küsse die Zeit der Gefangenschaft verkürzen!

Seine Eifersucht setzte sich dick und hämisch vor ihn hin und malte ihm höhnische Bilder vor. Und als er sich am Abend auf sein Bett warf, hochte sie sich an dessen Rand und quälte und marterte ihn weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Katechismus von Bileam junior.

In New York ist von einem Frisch-Amerikaner, der erst nach dem Krieg mit seinem Namen genannt sein will, eine ergötzliche Flugchrift erschienen, die uns vorlegt und die wir in der deutschen Uebersetzung wiedergeben wollen. Mit guter Satire werden darin die bekannten englischen Phrasen und Annemärchen ins rechte Licht gestellt.

Man erinnert sich, daß der Prophet Bileam einen Esel ritt, welcher beharrlich die Wahrheit sagte, während Bileam in der Lüge beharrte. Wir wollen uns nun einen modernen Bileam vorstellen und seinen Esel, der mit mehr oder weniger Abwechslung gewisse Fragen über den Krieg beantwortet. Dem Beser bleibt es über-

lassen zu erraten, welche Antworten von dem falschen Propheten und welche von dem durch Gott inspirierten Esel gegeben werden.

Frage: Wer begann diesen Krieg?

Antwort: Der Kaiser.

Frage: Woher wissen wir das?

Antwort: Nun, ein jeder weiß doch, daß er der „Kriegs-lord“ ist!

Frage: Wie erhielt er diesen Titel?

Antwort: Dadurch, daß irgend ein Engländer den Titel „Kriegsherr“ frei und falsch übersezte, denn in Wahrheit bedeutet dieses Wort nichts anderes als „oberster Heerführer“ für einen verfassungsmäßigen Herrscher.

Frage: Aber gibt es keinen anderen Beweis, daß der Kaiser der „Kriegs-lord“ ist?

Antwort: O ja, seine persönliche Geschichte.

Frage: Wieso, seine persönliche Geschichte?

Antwort: Seit 25 Jahren regiert er eine bis an die Zähne bewaffnete Nation, die imstande ist, jeden einzigen Feind niederzuschlagen, und doch hat er nie zugeschlagen. Er hat die Staatsflugheit seiner Vorgänger so weit geführt, daß seit 43 Jahren in Zentraleuropa Friede herrschte. Das ist eine längere Periode als je zuvor seit dem „pax romana!“ Während dieser Zeit hat Deutschland der Welt ein bewundernswertes Beispiel menschlicher Fähigkeiten auf allen Gebieten gegeben — in den Künsten, in Wissenschaft, Gesehrsamkeit, Philosophie, Sozialverwaltung, kriegstüchtiger Ausbildung — Sozialismus, in der Industrie, im Handel, in persönlicher Freiheit, persönlicher Intelligenz, persönlicher Tüchtigkeit und Fähigkeit.

Frage: Daraus müssen wir doch mit Notwendigkeit schließen, daß der Herrscher einer Nation, welche durch ungeheuren Fleiß beständige Triumphe des Friedens erreicht, naturgemäß eben diese Nation in einen leichtfertigen und unnötigen Krieg stürzt?

Antwort: Selbstverständlich.

Frage: Welche Bestätigung haben wir für diese Ansicht?

Antwort: Die Tatsache, daß er den Frieden während der ganzen Zeit aufrecht erhalten hat, wo ein Krieg, weil nur um des Triumphes willen begonnen, einer Fieberphantasie geolichen hätte; die Tatsache, daß, als er sich endlich zu diesem Kriege entschloß, es in einem Augenblick geschah, wo durch die gegen ihn vereinten Kräfte die Möglichkeit eines Sieges fast ausgeschlossen war; die Tatsache endlich, daß er persönlich gar nicht die Macht hat, sein aufgeklärtes, kritisches, unabhängiges und eigenwilliges Volk in den Krieg zu treiben.

Frage: Hat er aber nicht weitgehende Gewalt?

Antwort: O ja, etwas weniger wohl als der Präsident der Vereinigten Staaten.

Frage: Wie wissen wir denn sonst, daß der Kaiser den Krieg begann?

Antwort: Na, jeder weiß doch, daß er danach lechzt, über ganz Europa zu herrschen und dann Amerika und den Rest der übrigen Welt zu schlucken.

Frage: Hat er oder einer seiner Vertreter je etwas deraartiges gesagt oder angedeutet?

Antwort: Nein, aber die Presse und Whinston Churchill sagen es uns.

Frage: Und das scheint sehr glaubhaft?

Antwort: Gewiß — eine Nation von einigen 60 Millionen Einwohnern, im Zentrum von Europa eingeschlossen, würde doch, wie jedweder sich davon überzeugen kann, eine vorzügliche Gelegenheit haben, die Welt zu erobern.

Frage: Woher wissen wir denn sonst, daß der Kaiser den Krieg begann?

Antwort: Nun, er hat den Jaren, die Mobilisierung zu lassen und versicherte ihn, nachdem er die Zustimmung Oesterreichs eingeholt hatte, daß Oesterreich sich nichts vom serbischen Gebiet aneignen würde. Er versicherte die Engländer, daß, wenn sie neutral blieben, er nie von seiner Marine Gebrauch machen würde, um die Nordküste Frankreichs zu bedrohen oder irgend etwas zu unternehmen, wodurch englische Interessen gefährdet werden könnten. Ferner wissen wir, daß der Kaiser den Krieg begann, weil der Zar anfangs, Deutschland mit seinen barbarischen Millionen zu bedrohen, und weil französische Flieger über Deutschland flogen und Bomben über Köln und Nürnberg fallen ließen und weil der französische Minister Delcassé, dessen Beschäftigung darin besteht, den Krieg gegen Deutschland zu bewirken, schon vor Monaten nach St. Petersburg, ach pardon, nach „Petrograd“ gegangen war, um das vereinte Vorgehen gegen Deutschland vorzutragen und weil vor drei oder vier Jahren der General Joffre zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannt wurde mit der offen dargelegten Aufgabe, sie gegen Deutschland zu führen. Und weil Frankreich Rußland eine Anleihe gewährte zu keinem anderen Zweck als um Eisenbahnen bis zu den preussischen Grenzen zu bauen — Eisenbahnen, welche ausschließlich zum Truppentransport bestimmt waren. Wir wissen, daß der Kaiser endlich den Krieg begann, weil Frankreich 43 Jahre damit verbracht hatte, über die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens und seiner Rache gegen Deutschland zu brüten.

Frage: Frankreich verdient doch die Sympathie der ganzen Welt wegen seines Ehrgeizes, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern?

Antwort: Freilich.

Frage: Weshalb denn eigentlich?

Antwort: Nun, vor ungefähr 200 Jahren hat ihr König, Ludwig XIV., der herzlichste, ehrgeizigste, selbstherrlichste Herrscher seit Attila, mit Feuer und Schwert diese Provinzen der blutenden Seite Germaniens entzogen. Bis auf den heutigen Tag sind die Bewohner der Abkunft nach deutsch. Viele Jahre, nachdem Ludwig sie geraubt, haßten sie Frankreich und die Franzosen. Nach und nach wurden sie resigniert und friedlich, aber begeisterte Gallier wurden sie nie, denn die Franzosen halfen ihnen nie zum Wohlstand, auch sahen sie sie niemals für voll an. Als Deutschland 1870, im Verlauf von wenigen Wochen, Frankreich zu Fall gebracht hatte, nahm es ihm Elsass-Lothringen wieder ab, sowohl aus einleuchtender militärischer Notwendigkeit heraus als auch, um gestohlenen Eigentum wieder zu erlangen.

Frage: Aber haben nicht die Bewohner dieser Provinzen entschuldigt?

Antwort: Freilich. Sie haben eine Verfassung erhalten mit ausgebreiteter Selbstregierung, einen ehrenhaften Platz in dem Zusammenhang deutscher Staaten, liberale Gesetze, Frieden und vorher nie besessenen Wohlstand. Unter dieser fürchterlichen Behandlung haben sie sich derartig mit ihren deutschen Verwandten ausgesöhnt, daß sie trotz 40jähriger französischer Intrigue nun von den Franzosen erschossen werden, weil sie ihren deutschen Verteidigern helfen und die französischen Einbrecher bekriegen.

Frage: Aber war da nicht ein fürchterliches Ereignis in Zabern?

Antwort: In der Tat, fürchtbar! Ein alter Schuster, der sich an der Frechheit französischer Intrigue berauscht hatte, beschimpfte die deutsche Armee, bis ein junger Leutnant die Geduld verlor und ihm einen Säbelhieb versetzte. In dem darauf folgenden Aufruhr handelte die Regierung mit großer Beherrschung und versetzte die Truppen. Dies alles mußte den Franzosen entsetzlich erscheinen, welche genau zwei Jahre vorher in Casablanca durch ihre unlagbaren Abscheulichkeiten gegen die Mohren, selbst auf die kräftigen, abgehärteten spanischen Soldaten Ekel erregend gewirkt hatten. Es mußte das Entsetzen der Engländer erregen, welche am 26. Juli dieses Jahres zunächst vor einem Trupp irischer Freiwilliger mit keulenartigen Gewehren fortzogen, um später drei Bewohner von Dublin zu töten und 60 zu verwunden, hauptsächlich Frauen und Kinder. Es mußte die Russen empören, deren ganze Geschichte in dieser Beziehung so glänzend ist, als daß man Einzelheiten hervorzuheben brauchte.

Frage: Gab es denn noch irgend eine andere Ursache zu diesem Krieg?

Antwort: Gewiß, Oesterreichs lärmenden Angriff auf Serbien.

Frage: Das war nun wirklich auch ganz gesegwidrig, nicht wahr?

Antwort: Sicher. Die Serben sind ein unschuldiges, kindliches Volk, so ähnlich wie der kleine Jonnie, von dem es heißt: „er ließ die Großmutter in den See, nur um zu sehen, wie das Wasser aufspritzt“, oder wie der bekannte Jimmie, der aus Spaß seiner Schwester Sally das Messer in die Brust stieß. Sie ergötzen sich mit Mordanschlägen, d. h. wenn Rußland die Unkosten zahlt, sie unterhalten Verbindungen zum Studium dieses Sports und auch um zu lernen, Rußland die Kopfen aus der Tasche zu ziehen. Genau wie die deutsche Regierung Athleten erzieht, so ermutigen die serbischen Autoritäten ihre kindlichen Untertanen zu dem liebenswürdigen Sport der Mordtaten und übermitteln ihnen dazu große Mengen von Bomben aus dem königl. Arsenal von Kragnjewatsh. Da die Serben eine natürliche Abneigung gegen alle Zivilisation haben, so halten sie es für ihre Pflicht, um nicht zu sagen: für ihr Vergnügen, auf alle erdenkliche Weise, selbst mit Bomben und Granaten, gegen Oesterreich-Ungarn zu intrigieren, um es endlich zu zerstören und zu zerstören. Ihr Betragen ist in dieser Beziehung nicht schlimmer, als wenn die Mexikaner, bezahlt und ermutigt von Chile, Brasilien und Argentinien, ihren derartigen bekannten Sport in den angrenzenden Teilen unseres Landes treiben wollten; und der serbische Mord des Erzherzogs und seiner Gemahlin war genau daselbe wie etwa eine mexikanische Ermordung unseres Vizepräsidenten und seiner Gattin. Ein jeder weiß, daß wir nicht geringes Aufheben über „Reinigkeiten“ dieser Art machen würden. Daselbe wäre es, wenn die Mexikaner fortwährenden Aufruhr in Texas und Kalifornien anstiften wollten, welche wir von ihrem Barbarismus befreit haben. Sie täten damit nur, was die Serben in Bosnien und der Herzegovina taten, welche Länder Oesterreich gegen die Türken beschützte, um ihnen Wohlstand und Frieden zu sichern.

Büchertisch.

X Der 70er Krieg. Der Feldzug in den Schilderungen der Kämpfer. Von Oberst J. Döppelstedt, Selber Verlag, Dachau-München. 1,90 Mt. Wie der Regen in die Scheide, so paßt dieses Buch in unsere Zeit; eine wahrhafte, lebensvolle Geschichte des großen Einigungskrieges, der das Reich schuf, das wir jetzt verteidigen. Das Wort haben hier allein jene Männer, die damals gelitten und gestritten haben, und ergreifend und mächtig zieht der ganze große Krieg vorbei, Schlacht um Schlacht, ein

Schauspiel ohne gleichen, eine freudige Zuversicht und Deutigen. Generalfeldmarschall von der Goltz hat dem Werk eine waffenfreundliche Einführung mit auf den Weg gegeben; es heißt darin vom 70er Kriege: „Was waren das für herrliche Tage! Sie erheben die Herzen auf die Höhe unserer großen Vergangenheit, stählen für die noch größeren Aufgaben der Gegenwart. Die persönlichen Erlebnisse sind es, welche die Kriegsgeschichte beleben. Nur wenn wir erfahren, was in der Seele des einzelnen vorging, als er im Felde stand, die Gefahr und den Tod vor Augen, lernen wir, wie es im Kriege wirklich hergeht. — — — Wie es im Kriege wirklich hergeht heute, jetzt wo wir dies lesen, das sagen die Worte der vielen Kämpfer, die Oberst Döppelstedt, ein Soldat und Künstler zugleich, zu einer geschlossenen Einheit zusammengeliegt hat, von der Vorgeschichte des Krieges bis zum Friedensschluss.“

— Der Bodenseher. Von Ludwig Hirsch. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stiller. Gebeket Mt. 3.—, gebunden Mt. 4.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein stiller, aber doch innerlich bewegter und reicher Lebenslauf ist es, den Ludwig Hirsch in diesem neuen Schwabenbuch am Auge des Lesers vorüberziehen läßt: der Weg eines Schättersohnes von der Alb bei Reutlingen über das Handwerk zur Kunst. Voll zarter Anmut und hundertigen Feinheitsgefühls das Kindheitsidyll, in dem wir den Helden der Erzählung mit den beiden älteren Brüdern und der Nachbarstochter Judit heranwachsen sehen; voll verhaltener Schmerzen und in tapferem Schweigen durchgeringerter Kämpfe die Entwicklung des Jünglings, den seine Lehr- und Gesellenjahre aus dem kleinen Urach in die moderne Großstadt führen, zum Mann, der in der Malerei seinen Lebensberuf und in einem einfachen, edlen Mädchen die treue Lebensgefährtin findet. Die Schicksale der beiden älteren Brüder sind gleichsam kontrapunktisch mit dem seinen verwoben, und alle drei münden wieder am Ausgangspunkt, in der Heimat, nahe dem Vaterhaus, unter den Augen der kindlich verehrten Eltern. Stimmers farbige Zeichnungen sind übrigens nicht Illustrationen in dem engeren Sinn, daß sie bestimmte äußere Situationen der Erzählung im Bild wiedergeben, man könnte sie eher als künstlerische Begleitakzorde bezeichnen, aus der Stimmung des Ganzen herausklingend und sich dem Wort des Dichters wie beseele Arabesken anschmiegend, auch sie voll tiefen Feinheitsgefühls, voll echter Andacht zum Kleinen, echte Schwabenkunst ohne provinzielle Enge.

— „Kriegsbilder.“ Eine zusammenfassende Geschichte des Krieges 1914 von Dr. Breitner, I. Teil. Die Ursachen des Weltkrieges und sein Verlauf bis Mitte November 1914. Berlin, Otto Eckner, Verlagsgef. m. b. H. Mit 450 Abbildungen und einer Kunstbeilage in Kupferstichdruck. Preis in Leinen gebunden 3 Mt. — Das vorliegende Werk gibt uns einen vortrefflichen Ueberblick über die gewaltigen Ereignisse der verflochtenen Monate. Es zeigt in einzelnen Abschnitten und die Geschichte des Krieges, die Mobilmachung und den Anmarsch der Armeen und die gewaltigen Ereignisse, welche zu den jetzigen Stellungen unserer Heere auf den Kriegsschauplätzen im Westen und im Osten und bei den Kämpfen unserer verbündeten Oesterreicher im Norden und im Süden führten. Die offiziellen Berichte sind in die Erzählung der Ereignisse eingeflochten; daneben haben auch zahlreiche Briefe aus dem Felde selbst Platz gefunden, die am besten uns das gewaltige Ringen zu schildern vermögen. Ein stimmungsvolles Gedicht leitet jeden Abschnitt ein. Ganz besonders wertvoll aber sind die dem Buche beigegebenen 450 Abbildungen, welche, zumeist nach photographischen Aufnahmen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen selbst gefertigt und im vorzüglichen Kupfertiefdruck ausgeführt, wohl die wertvollste Erinnerung an Deutschlands gewaltigste Zeit bilden werden. Dem Buche ist ferner beigegeben eine in denselben Kupfertiefdruckverfahren auf Karton ausgeführte Tafel mit den Porträts der beiden verbündeten Kaiser in künstlerischer Umrahmung.

— Künstlerpostkarten zum Weihnachts- und Neujahrsfest gibt der Neudeutsche Verlag (Berlin NO 18) heraus, 50 Proz. des erzielten Reingewinns fließen dem Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz zu. An dem Unternehmen wirken u. a. Franz Staffen, Peter Behrens, Müller-Minister, der Thomashüler Emil Heinsdorff und Otto Abbelehde mit.

Anagramm.

Es ist ein Drang, den tief wir fühlen,
Wenn uns und unsern Lieben Schmach
Ward angetan, die Gut zu fühlen;
Der Edle dürstet nicht danach.

Bermisch die Zeichen meines Wortes;
Nun zeigt ein mächt'ger Bau sich dr.
Inmitten dieses Zustuchtsortes
War Rettung einst für Mensch und Tier.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogryphs in voriger Nummer:
Degen — Ege — Linde — Lisse — Igel — Nief — Gelb —
Eger — Rigt;
Dellinger.